

PROLETARISCHES FEUILLETON

Käthe Kollwitz 65 Jahre alt

In diesen Tagen ist Käthe Kollwitz 65 Jahre alt geworden. Nur aus fernem Anblick, um in einem breit angelegten, leuchtendweißen Gebirgsstaportomann, diese große Gestalt der Käthe der proletarischen Frau wieder einmal zu „entdecken“.



Käthe Kollwitz schloß ihr graphisches Werk nicht aus zeitbedingten „Ephoren“, sondern stets aus der Fülle des proletarischen Kampfs unserer Zeit. Ihre Arbeiten, als unerschütterliche Schaltungen und als die Werte einer schöpferischen Frau, stehen heute einzig da. Ein jeder deutsche Arbeiter kennt sie und liebt sie. Heute, wo Massenbewegte Wertstoffe das Gesicht der menschlichen Tätigkeit herden sind, wo irreführende Proletariat — ohne zu wissen, für welche Zwecke — von den Todfeinden des Proletariats gegen ihre eigene Klasse gebunden werden, wo „Surrenden“ das unerlöschliche Verlangen der Künstlerin zum Proletariat als Ausdruck eines „östlichen Unternehmertums“ brandmarken möchten, ist es wichtiger denn je, auf diese Künstlerin und ihr Leben zu schauen.

Käthe Kollwitz steht fest und unerlöschlich in der antifaschistischen und antiliterarischen Front. Unlängst erschien im „Tribunal“, in der Zeitschrift der „Roten Hilfe“, eine herrliche Lithographie von ihr: „Wir schützen die Sowjetunion“. In diesem und auch noch in anderen neueren graphischen Blättern steht sich diejenige revolutionäre Linie fort, welche bereits vor vierunddreißig Jahren in den Kabinettskabinen der Kaiserin zum Weberaufstand ihren Anfang nahm. Und ist ihr 1908 erschienener „Bauernkrieg heute nicht wieder aktuell?“

Sicher kann man bei der Kollwitz noch von keiner konstanten proletarischen revolutionären Kunst sprechen. Ihre Kriegswerke waren aber bereits ein Auftakt zur revolutionären proletarischen Kunst der Gegenwart. Denkt man an die Unklarheiten, die sich innerhalb des linken revolutionären Flügels der Vorkriegssozialdemokratie über die Fragen der sozialen Rolle der Kunst im allgemeinen und der proletarischen Kunst im besonderen vorüberziehen, wird man die geschichtliche Rolle der Kollwitz erst richtig würdigen.

Sicher gab es in ihrer Kunst der Nachkriegszeit manche Schwankungen, manche defizitäre Stimmungen. Sie war aber nie Anhänger einer äußerlichen „Tendenz“ im Sinne etwa Kautskys. Und viele unserer jungen und jüngsten proletarischen revolutionären Künstler können, was dem Ernst der Arbeit und das Ringen um eine dem Inhalt entsprechende, künstlerisch vollwertige Form betrifft, noch viel von Käthe Kollwitz lernen.

Dar.

Der Aktionsradius

Das soll nun erst zehn Tage her sein? Ja, es muß wohl kommen. Da haben wir in der Fülle beschlossen: Wer dreimal ohne „Not Front“, ohne antifaschistische Plakette, ohne Sammelkarte angetroffen wird, muß einen Pfennig für den Antifaschistischen Fonds bezahlen. Herrschaften, haben wir ein Geschäft gemacht.

Aber nun wird die Pfennigfalle immer ärmerlicher. In manchen Tagen geht nur ein Pfennig ein oder zwei.

Aber dafür haben wir erreicht, daß unser Zellengebiet jetzt wirklich unter dem Eindruck der antifaschistischen Aktion steht. Das Abzeichen sieht man überall. „Not Front“ hört man an jeder Ecke. Und die Sammelkarten werden immer voller. Hier fünf Pfennig, da ein Groschen — es läppert sich zusammen.

Wenn man's also richtig berechnet, haben wir doch was geschafft. Und wir wollen es uns abgewöhnen, nur auf die Pfennigfalle zu gucken, wenn sich unser Aktionsradius erweitert hat. Der antifaschistische Aktionsradius hat sich eben so schnell erweitert wie der politische Horizont der Einwohner unseres Zellengebietes. Und das wollten wir ja erreichen.

Am 15. Juli beginnt in der Ostsee eine Sowjet-Regatta. An der Regatta werden fünf Segelboote teilnehmen, die von Leningrad aus nach Riga, Göteborg, Oslo und Londonerischen Häfen segeln werden. Die Segelboote sollen in der ersten Augahälfte nach Leningrad zurückkehren.



Herunter mit dem Lohn

Wie Negerarbeiter für niedrigere Löhne kämpften

Es passierte in einer mittleren Stadt des Südens der Vereinigten Staaten. Die Arbeiterklasse lehnte sich aus Negern und aus Weißen zusammen. Schon vor vielen Jahren waren die ersten Gewerkschaften dort entstanden und hatten die Arbeiter dazu gebracht, sich in starken Gewerkschaften zu organisieren.

Aber es waren keine revolutionären Gewerkschaften gewesen, sondern reaktionäre. Und demgemäß hatten sie keine Negern in die Gewerkschaft aufgenommen. Sie hatten dem Geiste, der dort unten unter der Arbeiterklasse noch herrschte, ganz nachgegeben und hatten jeden Negern als „unorganisierbar“ abgetan.

Eines Tages aber kam vom Norden, wo die Industrien größer waren und die Städte Millionen Menschen bargen, ein Neger-Gewerkschaftler. Und er organisierte die Negern in besonderen Negergewerkschaften. So gab es in dieser Stadt dann eine Neger-Bauarbeitergewerkschaft und eine weiße Bauarbeitergewerkschaft, und jede hatte ihren eigenen Tarif, der für die Neger jährlang niedriger, für die Weißen etwas höhere Löhne vorsah.

So kam die Zeit da die Arbeitslosigkeit gewaltig zunahm. Hunderte weißer Bauarbeiter waren arbeitslos. Da setzten sich die Führer im Gewerkschaftsbüro des Bauarbeiterverbandes zusammen und überlegten: Was können wir tun, um die Arbeitslosigkeit zu beheben, um unseren Mitgliedern Arbeit zu beschaffen? Man wollte ihnen nichts einfallen. Aber einer hatte plötzlich einen teuflischen Gedanken, der auch in die Tat umgesetzt werden sollte. Sie beschloßen eine Kampagne für höhere Löhne für die Negerbauarbeiter zu machen. Sie wußten nämlich, daß, wenn die Löhne der Neger so hoch sein würden wie

die der Weißen, die Bauunternehmer nur noch wenige Arbeiter einstellen würden.

Und so geschah es: Die weißen Bauarbeiter verlangten höhere Löhne für die Negerbauarbeiter, um diese arbeitslos zu machen und selber wieder Arbeit zu bekommen.

Als die Negerbauarbeiter merkten, worum es ging, brachten sie eine Generalversammlung ihrer örtlichen Gewerkschaft nach vieltem Hin und Her beschloßen sie, als Antwort auf die Kampagne der Weißen eine eigene Kampagne zu machen, und zwar unter der Losung: Niedrigere Löhne für die Neger-Bauarbeiter!

Versteht ihr? Die Neger-Bauarbeiter forderten, daß ihre Löhne gesenkt werden.

Und nach einer wochenlangen Kampagne, in der die Weißen höhere und die Neger niedrigere Neger-Löhne forderten, liegten die Neger.

Der Lohnsatz für die Neger wurde gesenkt. Und die Arbeitslosigkeit unter den Weißen stieg weiter.

So geht es zu, wenn keine Einheitsfront herrscht. Dann wird das Proletariat immer grausamer von den Unternehmern unterdrückt; und das Proletariat durch seine Gespaltenheit erleichtert den Unternehmern diese Unterdrückung und gesteigerte Ausbeutung.

Wo aber die rote Einheitsfront herrscht — dort wird das Proletariat die Unternehmerrangriffe abwehren und selber im Offensiv übergehen und den Kapitalismus schlagen, bis er ganz vernichtet ist.

Der Ritt durch die Pleite (Frei nach Goethes Eelkönig)

Folgendes Gedicht aus der „Märchenzeitung“, das von einem Leser geschickt wird, ist berechtigt für die Verweilung in den wackelnden Kreuzen des Kleinbürgertums.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Der Kanzler ist es mit seinem Kind.
Er hält den Bürger in seinem Arm —
Er hält ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Lieber, was birgst Du so bang dein Gesicht?
Siehst Vater Du den Geier nicht.
Der Geier frisst mich mit Haut und Haar!
Mein Sohn, das ist ja der Deutsche Aar!

So hör doch, wie er so schaurig krächzt,
Wie er nach meinem Gedärmen lechzt,
Sel ruhig Kind, und verzage nicht,
Vertrau, was Dir die Regierung verspricht!

Hat man nicht gesparr am Beamtenlohn?
Sah man nicht die Silberstreifen schon?
Hat man nicht gesparr und abgebaut?
Und immer aufs liebe Frankreich geschaut?

Mein Vater, der Geier krächzt fürchterlich,
Hilft denn kein Finanzministerlich?
Mein Vater, mein Vater, so hör doch geschwind —
Von neuen Steuern heult schon der Wind!
Mein Vater, ich stemple, — mich hungert und friert!
Weißt Du nicht, daß Ruhe den Bürger ziert?
Der Tod, der Tod sitzt mir schon im Genick!
Recht so, dann sparrst Du noch einen Strick!

Der Bürger stöhnt bei der Steuerlast,
Der Vater reitet in jagender Hast,
Nur hundert Meter halte noch aus,
Dann winkt uns ein rettendes Gästehaus.
Du lieber Gott, das Gasthaus war leer,
Den Wirt sah man längst nicht vor Pleite mehr;
Er hat sich, von Sorgen und Kummer bedrangt,
Genau vor drei Wochen aufgehängt.

Da packt es den Vater, — er reitet entsetzt,
Halb irre kommt er nach Berlin gesetzt, —
Versucht's mit der letzten Verordnung der Not, —
Zu spät! — — — der Steuerzahler war tot!

Rußland vor dem 2. Fünfjahrplan

Das Buch von Julius Haydu über Russland 1932

Ein bürgerlicher Schriftsteller fährt dreimal nach der Sowjetunion: 1921, 1925 und 1932. Und nun stellt er Vergleiche an. Wie hat sich die Sowjetunion entwickelt? Hat der „Traumer“ Lenin recht behalten, der schon 1920 dem englischen Schriftsteller Wells die gewaltige Entwicklung der sozialistischen Wirtschaft voraus sagte? Wie sieht es mit den bürgerlichen Tendenzjungen über den Fünfjahrplan?

Haydu fährt mit offenen Augen durch die Sowjetunion. Und das Ergebnis seiner Reisen ist ein begeisterter Hymnus für die sozialistische Planwirtschaft. Nicht, daß Haydu die Zustände in der Sowjetunion als „Paradies“ schildert! Aber er sieht die Entwicklung, er weiß, wie es vor 10 Jahren aussah, und wie es heute sieht. Darum weiß er auch, daß der heutige Zustand nur eine kleine Strophe der gewaltigen Entwicklung ist, daß die größten Schwierigkeiten von den russischen Arbeitern und Bauern unter Führung der Bolschewiki überwunden werden. Haydu ist angezogen von dem bolschewistischen Tempo der Arbeit und des Aufbaus, die Tatsachen des sozialistischen Aufbaus haben ihm die unerlöschliche Gewissheit des kommenden Sieges gebracht.

Reizend dafür ist folgender Satz über die gewaltigen Projekte des zweiten Fünfjahrplanes, der in seinen Umriß schon mehrteilig gezeichnet wird: „Die Regierungen zweifeln an nichts mehr. Ein Projekt erscheint nur so lange phantastisch, als es nicht durchgedacht und in allen Einzelheiten errechnet ist. Dann kommt es in der Fünfjahrplan. Und es ist keine Phantasiegeschichte mehr. Wird zur Wirklichkeit.“

Nach dem herrlichen Buch Nijns über den Fünfjahrplan ist das Buch Haydus das wichtigste Zeugnis für den Aufbau des Sozialismus. Außerordentlich bedeutend die Tatsache, daß der Sozi- beider Bücher große Beharrlichkeit aufweist. Kurze knappe Sätze, alles überflüssige Beliebig verschwunden. Bolschewistisches Tempo auch im Schreiben.

Wichtig ist das Buch Haydus*) in allem, was er über den Aufbau in der Sowjetunion schreibt. Selbst seine Feststellungen über die Schwierigkeiten des Aufbaus wissen nicht als übliche bürgerlich-sozialdemokratische Fügenhese, weil er die Dinge stets in der Entwicklung betrachtet und immer hinzusetzt, wie es früher war, und daß in kurzer Zeit auch diese Schwierigkeiten überwunden sein werden.

Die große Schwäche des Buches ist — was bei einem bürgerlichen Schriftsteller auch nicht verwundert — seine Gegenüberstellung der „zwei Systeme“. Haydu sieht zwar scharf den Verfall des Kapitalismus, alle Erscheinungen dieses Bankrotts führt er an. Aber die letzten Ursachen des Verfalls, das gesamte Ausbeutungssystem, bleiben ihm unbekannt. Er sieht nur

symptomatisch an. So kommt Haydu natürlich auch nicht hinter das „Geheimnis“ des sozialistischen Aufbaus — die proletarische Revolution und die proletarische Diktatur als Voraussetzung für den Sieg des Sozialismus.

Trotz dieser Schwächen ist das Buch von Haydu ein wichtiges Zeugnis für die gewaltige Kraft des Regimes vorrückender Sozialismus. Das Buch, das ausgezeichnete Photos enthält, sollte in den uns noch fernstehenden Kreisen der Angestellten, Mittelständler und Intellektuellen weitest Verbreitung finden. —

Eine Frau im roten Alltag

Ein ähnliches Buch, das in Tagebuchform das Leben im Sowjetbetrieb, und zwar im Roten Putlow-Leningrad beschreibt, hat Eil Kärber herausgegeben. Sie hat im Putlow gearbeitet. Warum? Weil ihr Freund, ein amerikanischer Ingenieur, ebenfalls dort arbeitete. Sie sieht ihn oft. Aber während er der rote Spez bleibt, entwickelt sie sich zum Verständnis der Grundlagen und des Inhalts des bolschewistischen Aufbaus.

Reibt sie anständig aus dem Betrieb fern, wenn sie „etwas Besseres“ vor hat, so wird sie allmählich der Gesamtheit der Arbeiter verantwortlich. Sie nimmt ihre Arbeit ernst.

Treibt sie jetzt ein wenig Sport, befreit sie ihren bürgerlichen Spleen mit der Arbeit im Betrieb, so wächst sie mit zunehmender Erkenntnis in das Kollektiv hinein. Die Schwierigkeiten des Aufbaus werden ihr verständlich. Sie wird mitverantwortlich an ihrer Tätigkeit.

Das Buch wird, je höher die Erkenntnis steigt, immer fesselnder. Aber man vermisst, wie bei Haydu, den energisch geäußerten Schlußtritt unter die bürgerliche Vergangenheit. Selbst Eil Kärber geht, wie sie sagt, ins kapitalistische Oesterreich zurück, um für die proletarische Revolution zu werden. Ganz überwiegend ist man nicht davon. Nun, die kommenden Werte der jungen Schriftstellerin werden uns beweisen, ob sie es ernst meint. Auf jeden Fall leben wir, daß Menschen, die nicht mit dem Panzer des Nichtschonwollens in die Sowjetunion teilen, vom Tempo aus von der Einsicht der Notwendigkeit des sozialistischen Aufbaus, von den unergreifbaren Vorzügen des Systems, in dem der Arbeiter die Macht haben und in dem die Klassenlose Gesellschaft angestrebt wird, mitgeriffen werden.

*) Eil Kärber: „Eine Frau erlebt den roten Alltag.“ Verlag Rowohlt, Berlin.

*) Erläutern im Ullstein-Verlag, Wien. „Auswüchse“, deren Bekämpfung ja möglich wäre, ohne das Ge-

Broschürenpreis: 1,50 Mark, 2,00 Mark